

Verhandlungen

der

philomathischen Gesellschaft

zu Meisse

vom 7. August 1849 bis zum

4. Februar 1852.



Meisse.

Gedruckt bei Wesentanz u. Bär.



183785

Wpisane do Księgi Akcesji
Akce. 31 / 50 / 08 / 20.5 /

Chronologisches

Namens - Verzeichniß

der Mitglieder,

welche seit dem 7. August 1849 der Gesellschaft angehört haben
und derjenigen, welche ihr noch angehören.

Apotheker Lohmeyer, den 27. März 1838.

Direktor der Realschule Pötelb, den 27. März 1838, gestorben am 19.
August 1851.

Kreisgerichts-Rath Theiler, den 3. April 1838, ausgeschieden am 22.
April 1851.

Oberlehrer Dr. Paur, den 6. November 1838, nach Breslau den 2.
Februar 1850.

Gymnasiallehrer Otto, den 4. Juni 1841, ausgeschieden den 10. Januar
1851.

Kr.-Steuer-Einnehmer Weymann, den 4. Juni 1841.

Gymnasial-Oberlehrer Kastner, den 7. December 1841.

Post-Direktor Mauve, den 4. Januar 1842.

Major Bergwelt, den 1. März 1842, gestorben den 23. April 1850.

Dr. med. et chir. Kasper, den 19. October 1842.

Turnlehrer Hanfer, den 19. October 1842.

Major a. D. Müller, den 4. Januar 1843, ausgeschieden den 22. Sep-
tember 1851.

Rektor Steinhorst, den 5. Juli 1843, ausgeschieden den 3. Octbr. 1849.

Hauptmann von Schweiniß, den 7. November 1843, ausgeschieden den
21. September 1851.

Kreisrichter Forche, den 13. April 1844.

Religionslehrer Scherzberg, den 13. April 1844.

Hauptmann Weber, den 3. November 1844, versetzt nach Torgau den
4. December 1849.

Apotheker Dr. Polesch, den 3. December 1844.

Hauptmann von Graurod, den 8. April 1845.

Direktor der Pulvermühle Major Otto, den 8. April 1845.

Justizrath Scholz II., den 8. April 1845.

Dr. med. et chir. Berliner, den 3. Juni 1845.

Major a. D. Fischer, den 3. März 1846, nach Breslau den 3. April 1851.

Hauptmann a. D. Graf d'Haussonville, den 3. März 1846, nach Breslau den 2. October 1849.

Lieutenant Hindorf, den 3. März 1846, versetzt nach Berlin den 10ten Januar 1851.

Hauptmann Blumenthal, den 6. October 1846, versetzt den 9. December 1850.

Major a. D. Jaefel, den 1. Dezember 1846.

Lehrer Schiel, den 1. Dezember 1846, ausgeschieden den 22. September 1851.

Hauptmann Frey, den 5. Januar 1847.

Apotheker Wetzfel, den 5. Januar 1847.

Hauptmann a. D. Reinold, den 2. Februar 1847, ausgeschieden den 20. März 1851.

Lieutenant Stoeckel, den 2. Februar 1847.

Rechts-Anwalt Gabriel, den 4. Mai 1847.

Major Rathmann, den 10. August 1847, versetzt nach Danzig den 2. Juli 1850.

Staats-Anwalt Justizrath Hilse, den 4. Januar 1848.

Dr. med. & chir. Rattner, den 4. Januar 1848.

Kreis-Richter Rixdorff, den 4. Januar 1848.

Oberst-Lieutenant von Clauswitz, den 9. März 1848.

Bürgermeister Ruzen, den 9. März 1848.

Lieutenant Schulz, den 9. März 1848, versetzt den 2. October 1849.

Direktor des Gymnasiums Dr. Zastra, den 6. Juni 1848.

Oberlehrer Dr. Hoffmann, den 6. Juni 1848.

Lieutenant Bajohr, den 10. October 1848, versetzt nach Potsdam den 6. October 1851.

Lehrer an der Realschule Dr. Bauer, den 10. October 1848.

Hauptmann von Garnier, den 10. October 1848, ausgeschieden den 16. October 1851.

Kreisrichter Loos, den 10. October 1848, ausgeschieden den 8. Januar 1851.

- Lieutenant Emerich, den 10. Oktober 1848, versetzt den 6. Juli 1850.
 Apotheker Ernst, den 2. Januar 1849.
 Lehrer Klein, den 2. Januar 1849.
 Kaufmann Frank, den 17. April 1849.
 Premier-Lieutenant Kiebel, den 17. April 1849.
 Lieutenant von Schirmann, den 17. April 1849, versetzt nach Breslau
 den 9. Dezember 1850.
 Premier-Lieutenant Schroetter, den 17. April 1849.
 Hauptmann Graf von Strachwitz, den 17. April 1849, ausgeschieden
 den 8. April 1850.
 Kreis-Richter Daesler, den 5. Juni 1849, ausgeschieden den 22. Sep-
 tember 1851.
 Major Eisner, den 5. Juni 1849, nach Breslau den 9. Dezember 1850.
 Kreis-Richter Föß, den 5. Juni 1849.
 Hauptmann Ruhland, den 5. Juni 1849, ausgeschieden den 6. Dezem-
 ber 1849.
 Candidat des Predigt-Amtes Schneider, den 5. Juni 1849.
 Kreis-Richter Laffer, den 5. Juni 1849.
 Dekonomie-Kommissarius Gruner, den 6. November 1849.
 Lieutenant von Dvstien, den 6. November 1849, ausgeschieden den 22.
 September 1851.
 Maler Anders, den 6. November 1849.
 Hauptmann Mertens, den 6. November 1849, ausgeschieden den 7.
 März 1851.
 Polizei-Anwalt Bischoff, den 6. November 1849.
 Referendar Hoffmann, den 6. November 1849, ausgeschieden den 11.
 November 1850.
 Referendar Sommer, den 6. November 1849, versetzt nach Breslau den
 8. Mai 1851.
 Buchhändler Frauenstädt, den 6. November 1849.
 Inspektor der Pulvermühle Sorge, den 6. November 1849.
 Religionslehrer Dittmann, den 6. November 1849, versetzt den 28.
 August 1851.
 General-Major Bousac, den 2. Februar 1850, nach Köln den 24. Juni
 1851.
 Oberst Schoenermark, den 2. Februar 1850.
 Post-Sekretair Lampel, den 8. April 1850.
 Rendant Lieutenant Krause, den 8. April 1850.

Referendar Pleßner, den 8. April 1850.

Regimentsarzt Dr. Trusen, den 4. Juli 1850.

Kreis-Physikus Dr. Begasse, den 22. Februar 1851.

Gymnasiallehrer Schmidt, den 22. Februar 1851.

Musik-Direktor Studens Schmidt, den 26. März 1851.

Schulvorsteher Jaedel, den 26. März 1851.

Premier-Lieutenant Baron v. Dungen, den 12. Mai 1851, versetzt nach Rosenberg den 21. September 1851.

Dr. med. & chir. Hanuschke, den 29. Mai 1851.

Lieutenant Roos, den 29. Mai 1851.

Stadt-Syndikus Schubert, den 22. September 1851.

Dr. med. & chir. Ritter, den 22. September 1851.

Ober-Hospital-Assessor Polenz, den 16. Oktober 1851.

Premier-Lieutenant Schulze, den 18. Oktober 1851, versetzt nach Glatz den 25. Dezember 1851.

Regierungs- und Landrath Richter, den 18. Oktober 1851.

Garnison-Verwaltungs-Ober-Inspektor, Premier-Lieutenant a. D. von Barchmin, den 18. Oktober 1851.

Sr. Durchlaucht Prinz von Schleswig-Holstein, Oberst-Lieutenant und Kommandant von Reisse, den 29. November 1851.

Lieutenant von Schramm, den 30. November 1851.

Dr. med. & chir. Felsmann, den 30. November 1851.

Major und Ingenieur vom Platz von Brittwitz, den 31. Januar 1852.

Religionslehrer und Regens Gotschlich, den 31. Januar 1852.

Den Vorstand der Gesellschaft bilden gegenwärtig:

Apotheker Dr. Poled, Sekretair.

Hauptmann Frey.

Dr. med. & chir. Rasper.

Gymnasial-Oberlehrer Rastner.

Apotheker Lohmeyer.

Kreis-Richter Nixdorff.

Justiz-Rath Scholz II.

Kreis-Steuer-Einnehmer Warmann.

Gymnasial-Direktor Dr. Zastva.

Reisse, den 4. Februar 1852.

Verhandlungen.

Am 2. October 1849 hielt der Direktor der Realschule, H. Begehd, einen Vortrag über **Gutta Serena**.

Am 16. October 1849 fand die Nachfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs Statt; der Sekretair der Gesellschaft, H. Gymnasiallehrer Otto, hielt eine Rede über **die Herrschaft des Gesetzes** und H. Apotheker Lohmeyer stellte **Experimente mit dem Hydro-Dringen-Gas-Mikroskope** an.

Am 6. November 1849 las der Gymnasial-Oberlehrer, H. Kastner, einen Theil der **Geschichte der Meißner Schützengilde**, welche im folgenden Jahre durch den Druck veröffentlicht worden ist.

Am 4. December 1849 las der Candidat der Theologie, H. Schneider, über **die christliche Gnosis, namentlich im Zeitalter des Clemens von Alexandria**.

Am 8. Januar 1850 wurde von dem H. Apotheker Dr. Polesch ein Vortrag über **die Bildung der Steinkohlen** gehalten, dessen zweiten Theil er am 5. Februar 1850 hinzufügte.

Am 12ten Stiftungsfeste der Gesellschaft, den 5. März 1850, las H. Lieutenant v. Schirrmann über **Entstehung und Dauer des Weltgebäudes**.

Am 9. April 1850 wurde eine von H. Frauenstädt eingesandte Abhandlung, der **erste Theil eines Abrisses der deutschen Kunstgeschichte** durch H. Cand. Schiel vorgelesen.

Am 7. Mai 1850 theilte H. Lieutenant Hindorff **Beiträge zur Physiognomik** mit.

Am 4. Juni 1850 fand eine längere Besprechung Statt über die Verpflichtung der Mitglieder zur Haltung von Vorträgen, wodurch die Nothwendigkeit herbeigeführt wurde, den für diesen Abend bestimmten Vortrag zu verschieben.

Am 2. Juli 1850 trug der Cand. der Theol., H. Schneider, eine Abhandlung über **Anselm von Canterbury** vor.

Am 6. August 1850 hielt der Sekretair der Gesellschaft, H. Gymnasiallehrer Otto, einen Vortrag: **Schiller's Don Carlos und die Geschichte.**

Am 1. October 1850 las H. Hauptmann v. Schweinitz über **die Festung Venedig und deren letzte Belagerung**, und es wurden die revidirten Statuten der Gesellschaft durch Beschluß angenommen.

Am 21. October 1850, der Nachfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs, wurde der frühere Sekretair der Gesellschaft H. Gymnasiallehrer Otto aufs Neue gewählt und hielt einen Vortrag über **die Selbstsucht.**

Am 11. November 1850 setzte H. Regimentsarzt Dr. Trusen in einem Vortrage **die Sitten und Gebräuche der alten Hebräer** auseinander.

Am 9. December 1850 hörte die Gesellschaft einen Vortrag des H. Dr. Kasper über **den fixen Wahnsinn in seiner Beziehung zu dem in Preußen geltenden Rechte.**

Am 10. Januar 1851 erklärte der Sekretair der Gesellschaft, daß es ihm unmöglich sei, sein Amt als solcher noch fernerhin zu verwalteten.

Am 10. Februar 1851 schritt die Gesellschaft zur Wahl ihres Sekretairs und es traf dieselbe den Herrn Apotheker Dr. Polek; hierauf hielt der Gymnasial-Direktor H. Dr. Zastra einen Vortrag über **den Ursprung und die Entwicklung der griechischen Tragödie**, dessen kurzgefaßter Inhalt mitgetheilt wird gemäß einem von der Commission gefaßten und von der Gesellschaft bestätigten Beschlusse, daß von nun an jedes Mitglied, welches einen Vortrag hält, verpflichtet werden solle, den kurzgefaßten Inhalt zu den Akten einzusenden und daß diese Resumés in den Jahresbericht aufzunehmen seien.

Der Vortragende begann mit einer Betrachtung des Begriffes „Schön“, unterwarf die Kantische Erklärung einer kurzen Kritik, und wandte sich dann zur Hegelschen Definition des Schönen, die er ausführlicher besprach, ging dann zur Dichtkunst über und charakterisirte die Gattungen derselben, und wendete sich endlich zur dramatischen Dichtkunst, über deren Ursprung und die Entwicklung der Tragödie insbesondere er sich der Hauptsache nach folgenderweise äußerte:

Der Ursprung des Drama's ist bei den Griechen zu suchen, und zwar in den Festen des Dionysos, der jenem Volke als das Sinnbild der Naturkraft galt; weshalb im Frühlinge die Feste

selbst einen heiteren, sogar ausgelassenen, im beginnenden Winter dagegen einen ernsten Charakter hatten. Diese letzteren wurden durch den Dithyrambos verherrlicht, aus welchen dadurch, daß ein Sänger des Chores hervortrat und eine Szene aus dem Leben des Gottes darstellte, das ernste Drama entstand, welches, weil ein Bock während der Feierlichkeit geopfert wurde, Bocklied (*tragodia*) genannt wurde.

Den Ruhm, der Tragödie den Ursprung gegeben zu haben, theilt Athen mit dorischen Städten, vornämlich mit Corinth und Sicion, die künstlerische Entwicklung derselben aber ist allein Athens Verdienst, und zwar ist als erster Vertreter zu nennen Thespis aus Ikaria, der zuerst dem Führer des Chores einen Schauspieler (*ὑποκριτής*) entgegenstellte.

Von seinen Tragödien sind nur einzelne Bruchstücke auf uns gekommen; wie groß aber der Einfluß seiner Stücke auf das Volk gewesen sei, geht aus der heftigen Opposition des Solon hervor, von der uns Plutarch erzählt. Bald genügten die aus dem Mythenkreise des Dionysos entlehnten Stoffe nicht mehr, man griff zu anderen Gegenständen, ließ andere Heroen auf der Bühne erscheinen, woran das Volk, das mit Vorliebe am Dionysos hing, sich nur allmählig gewöhnte; als Ersatz für die Dionysosmythen gab man ihm das Satyrspiel, das von Chörilus und Pratinas besonders angebaut und als viertes Stück zu der Trilogie, der Vereinigung von drei Stücken, hinzugefügt wurde. Phrynichos aus Athen machte sich besonders um die Vervollkommenung des lyrischen Theiles der Tragödie verdient, brachte Weiberrollen und Stücke, welche Zeitereignisse behandelten, auf die Bühne; Aeschylus aus Eleusis, geb. 425, ließ den zweiten Schauspieler auftreten und machte so den Dialog auf der Bühne möglich, verminderte die Chorgesänge, war Veranlassung zum Baue eines großen steinernen Theaters, führte den Korhurn und das prächtige Schleppkleid ein, sorgte für Dekorationen und Maschinerie, stellte erhabene, fast übermenschliche Charaktere dar und wirkte in hohem Grade ethisch auf die Athener. Der Inhalt seiner Drestie wurde kurz angegeben.

Sophokles aus Colonos, geb. 495, führte die Tragödie zur höchsten Vollendung, er brachte den dritten Schauspieler auf die Bühne und bewirkte das schönste Ebenmaaß zwischen Dialog und Chorgesängen. Seine Charaktere stellen das Ideal reiner Menschlichkeit dar. Die Handlung seiner Antigone wurde in gedrängter Kürze mitgetheilt.

Am 10. März 1851 fand die Feier der Gründung der Philomathie Statt. Herr Kreisrichter Lesser hielt einen Vortrag über **Englisches Straf-Verfahren**.

Die Einführung des Geschwornengerichts mit Mündlichkeit, Oeffentlichkeit, Anklageproceß und Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit bezeichnet die Justizpflege als dasjenige Gebiet, welchem durch die Einwirkungen des Jahres 1848 die wohlthätigste Reorganisation zu Theil geworden ist. Das Geschwornengericht ist von den verschiedensten Seiten, meistens mit einer Vorliebe für einen einseitigen Gesichtspunkt aufgefaßt worden; sein Begriff und seine Bedeutung in konstitutionellen Staatsordnungen sind nur in dem konstitutionellen Princip selbst zu suchen, nach welchem jeder Bürger zur Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung berufen ist, und diese Berechtigung wird auf ein gewisses Maaß zurückgeführt, weil theils das Amt eine gewisse nicht Jedem zukommende Qualifikation erheischt, theils die Privatinteressen des Einzelnen ihn von den öffentlichen Geschäften abziehen. Bei uns ist das Institut im Werden begriffen und nach der Schablone eines ausländischen Gesetzbuches eingerichtet. In England erfreut es sich dagegen einer Entwicklung von vielen Jahrhunderten und hat sich dort von jedem fremdartigen Einfluß rein gehalten. Das Volksthümliche der Englischen Einrichtung hat seinen Grund in der Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung und der Staatsverwaltung, namentlich auch der Justizpflege, in der Oeffentlichkeit aller das Gemeinwohl angehenden Verhandlungen und dem einträchtigen Zusammenwirken aller Stände, welche sonst in anderen Ländern sich feindselig gegenüberstanden und scharf von einander sonderten, und alle diese Hebel wirken vereint in einer Hauptquelle des Strafverfahrens, dem Gerichtsgebrauche, welcher durch die Gunst der besonderen Verhältnisse in England sich ein beispielloses Ansehen verschafft hat. Der Richter concentrirt im Rechtsleben alle Kräfte des Volks, und bildet durch seine Aussprüche den Gerichtsgebrauch, dessen Aufgabe es ist, die mannichfachen Lücken und Mängel der Gesetzgebung zu ergänzen und verbessern.

Das Strafverfahren in England nimmt seit den frühesten Zeiten, soweit die Quellen reichen, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Theilnahme des Volkes in Anspruch; es entwickelt sich während acht Jahrhunderte naturgemäß und ist fremdartigen Einflüssen nur in frühen Zeiten ausgesetzt, wo ausländische Eroberer einen Theil ihres heimischen Rechts auf Englischen Boden verpflanzen;

im fünfzehnten Jahrhundert ist das System fertig ausgebaut, welches noch dem heutigen Verfahren zu Grunde liegt.

Das Rituale in den Friedensgerichten bietet nichts Bemerkenswerthes dar; wir sehen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ohne alles formelles Wesen. Die Fälle, die vor die Geschworenengerichte kommen, unterliegen dagegen einem complicirten Verfahren.

Die Engländer halten bei der Aburteilung von Verbrechen die Berechtigung des Bürgers zur Mitwirkung für so umfassend, daß sie Geschworene in jedem einzelnen Fall zwei Mal, in manchen Fällen drei Mal zuziehen. In jedem Strafproceß kommt eine besondere Jury für die Erhebung der Anklage und eine andere für die Entscheidung der Sache vor, und bei unnatürlichen Todesfällen tritt noch die **Coroner's jury** Behufs Feststellung des objektiven Thatbestandes ein. Die Berufung zum Geschworenentum beruht auf dem Princip des Besitzes, namentlich des Grundbesitzes, ohne daß das Institut hierdurch dem besonderen Stande der Gutsbesitzer in die Hände gegeben wird; denn neben den großen Herrschaften ist der Grundbesitz in sehr kleine Flächen getheilt und gehört allen Ständen an, und da der Censur sehr niedrig ist, so ist jeder Stand verhältnißmäßig repräsentirt. Die Verhandlungen werden von einem der Richter der vier obersten Gerichtshöfe zu London präsidirt; diese Richter reisen zu diesem Behufe von Grafschaft zu Grafschaft, um die zur Aburtheilung reifen Fälle abzumachen. Der wesentliche Unterschied des Englischen Verfahrens von dem unsrigen besteht darin, daß die Verhandlungen von den Anwälten und Advokaten auf Seiten der Anklage und der Vertheidigung geführt werden und der vorsitzende Richter nur eine passive Rolle spielt, indem er darauf sieht, daß ein Jeder sich in den Schranken seiner gesetzlichen Befugniß hält. Haben die Geschworenen das Verdikt über die Thatfrage abgegeben, so spricht der Richter das Urtheil aus und verschafft dem geschriebenen Gesetze Geltung; es läßt sich aber auch behaupten, daß beim Englischen Geschworenengericht neben dem geschriebenen Buchstaben auch das ungeschriebene Gesetz, der nur in der Brust des Individuums lebende Sinn für Eitte, Wahrheit und Recht zur Geltung gelangt.

Am 3. April 1851 las Herr Regimentsarzt Dr. Trusen über **Vulkane, mit besonderer Rücksicht jener Polynesiens.**

Der Missionair Ellis hatte schon im Jahre 1823 den ersten Versuch zu ihrer Erstiegung gemacht, doch wurden erst durch Charles Wilkes, welcher als Befehlshaber einer von den Nord-

amerikanischen Freistaaten entsendeten Entdeckungs-Expedition im Jahre 1840 ihre Erststeigung mit Glück versuchte, die interessantesten vulkanischen Verhältnisse derselben näher bekannt.

Vor Mittheilung der Resultate derselben verbreitete sich der Vortrag über die Vulkane im Allgemeinen. Die Ansichten von Werner, Steffens, Parrot und Andern wurden erwähnt und der verschiedenen Art und Weise gedacht, auf welche vulkanische Thätigkeiten sich einen Ausweg bahnen und je nach der Natur ihrer Produkte bald eine Mofette, Solfatare, Schlammvulkan, Springquelle, bald einen wahren Feuer speienden Berg bilden. Die Erscheinungen im thätigen Vulkan, die Detonationen, das Auswerfen von Gesteins-Massen, das Ausfließen der Lava, die Mannigfaltigkeit der vulkanischen Produkte u. fanden ihre Erklärung theils durch die bekannten Wirkungen der Wasserdämpfe, theils wurden sie als die Resultate und Produkte von chemischen Prozessen bezeichnet, welche unausgesetzt im Innern des Vulkans stattfinden. An einer Suite vulkanischer Mineralien wurde die Verschiedenartigkeit derselben erläutert. In Betreff der geographischen Verbreitung der Vulkane wurde des Vesuvius und des Aetna gedacht, die Insel Island mit ihren verheerenden Lavaströmen und kochenden Springquellen, die Centralvulkane Asiens und Afrika's und die Riesenvulkane Amerika's erwähnt und endlich zur Schilderung der großartigen Naturerscheinungen und interessanten Verhältnisse übergegangen, welche bei der Besteigung der Vulkane der Insel Owaïhi beobachtet wurden.

Die Insel Owaïhi, eine der größten in der Polynesischen Inselgruppe des stillen Oceans, besitzt ein mildes Klima, gewöhnlich zwischen 60—70° F. im Winter und 70—80° im Sommer, ist sehr fruchtbar und besitzt in ihrem niedern Theile eine sehr reiche Vegetation, welche durch zahlreiche Bäche in kräftiger Frische erhalten wird, die vor ihrem Einstromen ins Meer, einen 120' hohen, prachtvollen Wasserfall bilden, welcher in ein großartiges Basaltbecken fällt.

Nach einer dreitägigen mühsamen Wanderung über eine Lava-Masse, welche ihren ursprünglichen Glanz behalten und eben erst über die Oberfläche dahin gelaufen zu sein schien, erreichte man, in Begleitung von 230 Eingeborenen, den Krater des Vulkans Kilauea.

Dieser Krater bildet nicht die kegelförmig abgestufte Spitze eines Berges, die man nach allen Richtungen hin sehen kann, sondern einen ungeheuern Schlund auf einer Bergplatte. Man

nähert sich dem Krater, indem man zwei große Terrassen hinabsteigt, welche 600—2000' breit sind. Diese Abhänge bilden um den Krater Kreise von 15—20 engl. Meilen im Umfange.

Was den Vulkan Kilauea vor allen Vulkanen des Erdbodens auszeichnet, ist die ungeheure Weite seines Kraters, welcher $2\frac{1}{2}$ Meile breit, und $3\frac{1}{2}$ Meile lang ist, eine Tiefe von 1300' und 8 engl. Meilen im Umfange hat, in welchem zwei von einander getrennte, ewig glühende Feuerseen offen daliegen, in welchen Felsen, durch vulkanisches Feuer geschmolzen, kochen; ein Anblick, der auf der ganzen Erde nirgends seines Gleichen hat. Der größere Feuersee hat eine Breite von 1000' und eine Länge von 1500'; der kleinere dagegen hat einen Durchmesser von 200'. Die barometrische Höhe des Kraters beträgt 3970'.

Beide Feuerseen sind nach den ältesten Sagen der Eingeborenen in steter Thätigkeit, und dennoch unabhängig von einander; denn während der kleinere Feuersee, bei einem vulkanischen Ausbruche, in einer Breite von $\frac{1}{2}$ Meile und in einer Länge von $1\frac{1}{2}$ Meile, über den Rand des Kraters in glänzenden Strömen dahinfließ, war der große Feuersee, in der Nacht vorher, um 100' tief gesunken. Das Thermometer zeigte 43° F.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen, während dessen man umfassende Beobachtungen gemacht, und oft bis Mitternacht die Großartigkeit dieses seltenen Naturschauspiels angestaunt hatte, wurde nunmehr die sehr mühsame Ersteigung des noch 11000' höher liegenden Vulkans Mauna Loa fortgesetzt.

Auf der mit Klinkern und Schlacken bedeckten Lava-Ebene war keine Spur zu finden, daß je ein menschlicher Fuß sie betreten habe. Man brauchte sechs Tage, ehe man den Gipfel des Vulkans erreichte.

In einer Höhe von 6071', über der Wolken-Region ließen die bei Nacht abgelegten Kleider eine große Menge electrischen Fluidums wahrnehmen, das einige Zeit an ihnen haftete.

Durch die bedeutende Verdünnung der Luft litt indeß der größte Theil der Expedition an der Bergkrankheit, welche hauptsächlich die Lungen und die Augen afficirte.

Die barometrische Höhe des Kraters des Mauna Loa beträgt 14893', und das Thermometer zeigte nur 18° F.

Die ungeheure Lava-Masse, welche dieser mächtige Krater ausgeworfen haben muß, ist groß genug, um einen Dom, 13 Meilen hoch und 60 Meilen im Durchmesser, zu bilden. Der letzte Lavastrom aus diesem Krater hat vor etwa 60 Jahren Statt gefunden.

Das glänzende Licht, welches von den Feuerseen des Kilauea herüberstrahlte, beleuchtete die schauerliche Scene der Nacht.

Der Sonnenaufgang auf diesem höchsten Punkte im stillen Ocean gewährte einen imposanten, überraschend großartigen Anblick.

Das Majestätische dieser Gegend beruht auf der außerordentlichen Erhöhung über die Oberfläche des Oceans, auf der tiefen Einsamkeit und auf der unermesslichen Weite, welche das Auge von der Spitze dieses Berges umfaßt.

Der Krater des Mauna Loa unterscheidet sich von dem des Kilauea durch mehrere Eigenthümlichkeiten, und hat, wiewohl von ungeheurer Weite, doch keine schwarze Bank, wie dieser, sondern eine ungeheure Menge herabgestürzter Trümmer um seine Wände her, auch findet sich in ihm kein kochender Lavasee, doch sind deutliche Anzeichen von Feuer vorhanden, denn aus ungeheuren Rissen und Spalten steigt ein heißer Dampf von 160° F. empor. Der Siedepunkt des kochenden Wassers ergab sich bei 188° F.

Nach verschiedenen Versuchen über die Geschwindigkeit der Wolken, über die Stärke und Schnelligkeit des Schalles, und nach den angestellten Höhenmessungen, Sammlungen und anderen Arbeiten, erstieg man nach längerem Aufenthalte den in nächster Nähe befindlichen Vulkan Mauna Kea.

Der Gipfel dieses Vulkans wird von 9 Kegelkratern gebildet und hat eine Höhe von 15086', also noch 193' höher als der Mauna Loa.

Einer der auffallendsten Züge der Insel Owaïhi ist die große Verschiedenheit in der Bildung dieser beiden großen Berge, deren Höhe so nahe zusammenstimmt; denn obwohl sie augenscheinlich Zwillinge sind, so tragen sie doch einen ganz verschiedenen Charakter.

Während der Mauna Loa geschmolzene Massen auswirft und bis zu einer Strecke von 4—5000' herab eine Masse von Lavaströmen bildet, stößt der Mauna Kea aus seinen 9 Kegelkratern nur Schlacken aus, die in furchtbar chaotischen Gruppierungen rings umher aufgehäuft sind.

Während die Vegetation bei dem Mauna Loa mit etwa 7000' aufhört, steigt sie bei dem Mauna Kea bis auf 12000' an, und einige zerstreute Pflanzen findet man selbst noch einige Hundert Fuß von dem Gipfel desselben.

Während der Mauna Loa sich in sanft ansteigender Wölbung zu einem weiten flachen Dom erhebt, bildet der Mauna Kea einen ungeheuern steil ansteigenden Berg mit 9 Kegeln.

Während im Mauna Loa stets inneres Feuer brennt, herrscht auf dem Mauna Kea die Kälte des ewigen Winters, und er ist daher als ein ausgebrannter Vulkan zu betrachten.

Welche Phantasie vermag sich eine genügende Vorstellung von dem inneren Zusammenhange der unterirdischen Kräfte zu schaffen, oder sich einen Begriff von der Ordnung und Isolirtheit der vulkanischen Prozesse zu machen, welche in dem einen Berge die vulkanische Trieb- und Schmelzkraft dauernd unterhalten, während sie dem so nahe stehenden Mauna Kea entzogen werden. Wie wunderbar erscheint uns daher das gesonderte vulkanische Getriebe, wodurch die Thätigkeit jener beiden feurigen Lava-Seen des Kilauea geregelt wird, und die, obschon Beide in unmittelbarer Nähe neben einander, in demselben Krater befindlich, dennoch ein jeder, unabhängig von dem andern, seine eigene vulkanische Triebkraft besitzt.

Nach einem Aufenthalte von 28 Tagen, von denen 8 auf der Wanderung zugebracht wurden, trat man den Rückweg über eine Reihe von Gruben- und Kegelfratern und längs dem sich nach dem Meer hin ergossenen Lavaströme an, der 10—15' dick war, und viel Stoff zu interessanten Beobachtungen gab.

So langte die Expedition, nach einer Wanderung von 7 Wochen endlich, dem Lavaströme folgend, an dem Ufer des Meeres an, in das der Lavaström, nach den Berichten der Eingeborenen, mit fürchterlichem Getöse, Brausen, Zischen und Prasseln sich gestürzt hatte, 30 Ellen weit ins Meer hineingedrungen war, sich dann auf dem Meeresgrunde festgesetzt und unter fortwährendem Zuflusse einen ungeheuren Berg an der Küste gebildet hatte.

Am 12. Mai 1851 hielt Herr Lieutenant Stöckel einen Vortrag über **explodirende Präparate**.

In der Einleitung begann derselbe mit der Erklärung des Feuers, das er ein Nebenprodukt der Thätigkeit mancher Naturkräfte nannte, und erwähnte dabei die Stahl'sche Theorie, welche ein dem brennenden Körper entweichendes Phlogiston annimmt, während die electrochemische Theorie das Feuer als eine Ausgleichung der entgegengesetzten Electricitäten des brennenden Körpers und der das Brennen unterhaltenden Materie ansieht.

Hieran schloß er in Kürze die Geschichte der Kunst, Feuer zu erzeugen.

Das Schießpulver, das bekannteste aller explosirenden Präparate, machte den Anfang in der Reihe derselben. Es wurde seine Zusammensetzung, seine Entzündung durch Feuer und Schlag zwischen den verschiedenartigsten Körpern, sowie seine Eigenthümlichkeit, einen der Selbstentzündung fähigen Rückstand beim Verbrennen zu hinterlassen, erzählt.

Daran schloß sich das chlórsaure Kali = Schießpulver, dem Ersteren im äußern Ansehn und der Zusammensetzung nach, ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß hier chlórsaures Kali den Salpeter vertritt. Dasselbe wurde vorgezeigt, durch Feuer, Schlag und Schwefelsäure entzündet, seine gefährliche Fabrikation, wegen der leichten Entzündlichkeit im trocknen Zustande, und seine Anwendung zur Füllung von Zündhütchen angegeben.

Das nächste Präparat war die im vergangenen Jahre bekannt gewordene Mengung von Zucker, Blutlaugensalz u. chlórsaurem Kali. Es kann, jenachdem man das Blutlaugensalz im wasserfreien Zustande oder krystallisirt anwendet, verschieden zusammengesetzt sein. Die Mengung mit krystallisirtem Blutlaugensalz wirkt schwächer, als die mit wasserfreiem. Beide Arten aber kommen darin überein, daß sie in trockenem Zustande gefährlich zu bearbeiten sind, daß sie weit heftiger als Schießpulver explosiren und sich durch Feuer, Schlag und Schwefelsäure entzünden.

Diesem folgte die Mengung von Salpeter, Schwefel und Pottasche, welche sich, an der Luft erhitzt, mit einem heftigen Knalle und schwacher Lichtentwicklung zerlegt. Für die Praxis wurde es als nicht anwendbar, sondern nur als gefährliche Spielerei bezeichnet.

Ferner wurde eine Mengung von Zucker und chlórsaurem Kali durch Schwefelsäure entzündet und erwähnt, daß sich darauf die Theorie der sogenannten chemischen oder Fixfeuerzeuge gründet.

Jetzt folgte die Erzeugung einer Flamme unter Wasser durch Uebergießen von Phosphor und chlórsaurem Kali mit Schwefelsäure. Bei diesem Experiment wurde darauf hingewiesen, daß überhaupt jede Mengung von chlórsaurem Kali mit einem brennbaren Körper durch Berührung von Schwefelsäure sich entzündet.

Ein Apparat zur Entzündung von Schießpulver unter Wasser durch Kaliummetall machte den Schluß der Experimente mit explosirenden Präparaten. Der Apparat besteht aus einer mit Pulver gefüllten Flasche, deren wasserdicht verschlossener Kork

eine Röhre mit einem dicht eingezogenen baumwollenen Docht enthält, in welchem innerhalb ein Kaliumfugelchen verborgen ist. Beim Einsenken in Wasser tritt, durch den Druck desselben und durch die Saugkraft des Dochtes, das Wasser an das Kaliumfugelchen. Dieses entzündet sich, wie ein Experiment vorher bewies, im Augenblick der Berührung und bringt das Pulver zum Explodiren. Da durch diese Explosion Wasser in die Höhe geschleudert wird, so gab dieser Versuch dem Erfinder Veranlassung zu der Idee, auf diese Weise Wasser auf das Dach eines brennenden Hauses zu schleudern.

Den Schluß bildeten die Pyrophore, Körper, welche sich an der Luft von selbst entzünden, deren drei vorgezeigt wurden, ein Eisen-Schwefelkalium- und ein Blei-Pyrophor. Besonders der Letzte gewährte einen außerordentlich schönen Anblick. Als Erklärung wurde angegeben: die Selbstentzündlichkeit derselben beruht auf dem Bestreben eines sich in höchster Vertheilung befindenden brennbaren Körpers sich zu oxydiren, unterstützt durch die Beimengung eines porösen Körpers, welcher die Fähigkeit hat die Gasarten der Luft, unter Erwärmung seiner selbst, zu kondensiren.

Am 4. Juni 1851 hielt der Gymnasial-Oberlehrer Hr. Dr. Hoffmann einen Vortrag über **Gottfried Hermann** und entwarf ein theils aus seinen Schriften theils aus persönlicher Anschauung geschöpftes Lebensbild des berühmten Alterthumsforschers, dessen Schüler zu sein der Vortragende anderthalb Jahre lang das Glück hatte.

Nachdem derselbe die äußern Lebensverhältnisse vorausgeschickt und seinen Bildungsgang ausführlich geschildert, charakterisirte er Gottfried Hermann als akademischen Lehrer, als Schriftsteller, als Staatsbürger und als Mensch.

Als Eigenthümlichkeit Hermanns wurde hervorgehoben, daß derselbe durch persönliche Bekanntschaft nicht verlor, sondern gewann und derjenige seinen Werth nur halb zu ermessen vermag, welcher ihn nur aus seinen Schriften kennt.

„Der Mensch und der Gelehrte, die wissenschaftliche Bedeutung und die sittliche Würde waren bei ihm nicht zu trennen, weil jede wissenschaftliche Leistung stets auch eine sittliche That war, und in jeder Aeußerung seines Wesens der ganze in sich einige Mensch, der Mann im vollen Sinne des Wortes hervortrat.“

Bei der Schilderung seiner Verdienste als Lehrer ging der Vortragende besonders auf seine lebensvolle und begeisterte Wirksamkeit als Vorsteher der von ihm gestifteten griechischen

Gesellschaft und des später errichteten philologischen Seminars ein, deren Zöglinge die von ihm begründete Schule im engeren Sinne bilden. Seine literarischen Leistungen in der Alterthumswissenschaft, so wie sein Einfluß auf die deutsche Literatur überhaupt, in welcher er zwischen Lessing und Kant einen ehrenvollen Platz einnimmt, wurden ausführlich charakterisirt und endlich der zahlreichen Beweise der Anerkennung dankbar gedacht, welche Hermanns Verdienste von Seiten seines Königs, seiner Vaterstadt Leipzig und der ganzen literarischen Welt gefunden und die sich besonders bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum, sowie bei seinem Tode (31. December 1849) in ausgezeichnete Weise kund gab.

Schließlich hindeichte der Vortragende der Philologie ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft, welche nach seiner Ansicht darin besteht, das Alterthum nicht, wie bisher öfter geschehn, als eine für sich abgeschlossene Welt und vollendetes Musterbild, was die Werke der antiken Kunst und Wissenschaft nur in formaler, ästhetischer Hinsicht sind, sondern als historisches Glied in der Entwicklung der Menschheit, als Vorstufe und Vorhalle für das Christenthum aufzufassen und zu behandeln, womit die vorwiegende Berücksichtigung der religiös-sittlichen Seite der antiken Völker und die fortlaufende Beleuchtung derselben an der Sonne der christlichen Offenbarung von selbst gegeben ist und die einseitige Vernachlässigung der Uebergangsliteratur, so wie der christlichen Patristik aufhören wird.

Am 2. Juli 1851 las Hr. Hauptmann von Graurpöck über **den türkisch-egyptischen Feldzug im Sommer 1839.**

Die Darstellung dieses Feldzuges ist eine, Sr. Majestät dem Könige vorgelegte, gemeinsame Arbeit derjenigen Preuß. Offiziere, welche sich die Hohe Pforte im Jahre 1837 von Sr. Majestät dem Hochseligen Könige erbeten hatte. — Diese nach Konstantinopel kommandirten Offiziere, welche später den verschiedenen Korps in Klein-Asien zugetheilt wurden, waren die damaligen Hauptleute des Generalstabes v. Vinke, Fischer und v. Moltke und der Hauptmann v. Mühlbach des Ingenieur-Korps. Längere Zeit schon in der Türkei anwesend war der Hauptmann Laue, früher in dem Garde-Artillerie-Regiment stehend, welchem mit dem Range eines Obersten die Leitung der türkischen Artillerie übertragen war. Derselbe kehrte erst später, als die genannten Offiziere, nach dem Vaterlande zurück und wurde im Generalstabe placirt. —

Die Darstellung schilderte die Verhältnisse und Zustände der Pforte und Egyptens, welche eine Folge der am 8. Mai 1833 beendeten Unterhandlungen zu Kutajeh, dem Schlußsteine der Vorgänge und des Kampfes im Jahre 1832, waren. Diese, durch das Ausland gebotenen Zustände, mußten die Erschöpfung, Verarmung und den gänzlichen Ruin sowohl der Pforte wie Egyptens herbeiführen. Es war unumgänglich, den Frieden auf einer neuen Basis herzustellen, obgleich ein Einschreiten der europäischen Mächte, in diesem Sinne, nicht erfolgte. Man hat daher Grund zu glauben, daß Sultan Mahmud seit Anfang 1839 fest und unwiderruflich entschlossen war, die Waffenentscheidung zu wagen, um sich einer Lage zu entziehen, deren Unhaltbarkeit einleuchtete. —

Organisation von Truppen, Recognoscirungen, Einrichtung und Befestigung strategischer Punkte, Aufstellung von Heerestheilen, nimmt nun die größte und angestrengteste Thätigkeit der genannten Offiziere, unter Ertragung von Beschwerden mancher Art, in Anspruch. —

Ohne Vollmachten oder bestimmte Instructionen, sondern nur mit nachdrücklichen Empfehlungen des Großherrn an die Kommandirenden der verschiedenen Korps und dem Auftrage sich nützlich zu machen, mußten sich die Offiziere ihre Stellung selbst schaffen. — Neid, gegenseitiges Mißtrauen und die Indolenz der türkischen Heerführer sind jedoch die Klippen, an denen die Rathschläge und die eifrigsten Bestrebungen der Preussischen Offiziere scheitern — vergeblich kämpften sie gegen Unwissenheit, Trägheit und Aberglauben! — Endlich müssen sie Zeuge sein, wie gegen ihre besseren Rathschläge die Schlacht bei Nißib, mit unglücklichem Ausgange für die osmanischen Waffen, geschlagen und die schimpflichste Auflösung von ganzen Heerestheilen weniger durch den Kampf mit dem Feinde selbst, als durch den Mangel an einem festen Operationsplan, an Einheit im Kommando und durch die hieraus entspringende schlechte Disposition der Truppen herbeigeführt wird, welche Uebelstände wiederum sämmtlich fast in dem zeitigen Charakter des Osmanen überhaupt ihre Begründung und ihren Ausdruck finden. —

Am 6. August 1851 theilte der D. L. Kastner das von ihm gesammelte Material über **die Schicksale Reisse's während der Hussitenkriege** mit.

Nachdem er einige topographische Bemerkungen über Reisse t. J. 1428, welche er durch Vorzeigen einer Ansicht und eines Planes von Reisse veranschaulichte, und die Erzählung der kurz

vorher in Wünschelburg geschehenen Ereignisse, (besonders des Schicksals des dasigen Pfarrers Megerlein), vorausgeschickt hatte, ließ er die Angaben der einzelnen Quellen selbst folgen, welche über das bei Reisse 1428 Vorgefallene berichten, damit die Zuhörer selbst sich ein Urtheil bilden könnten. Insbesondere suchte er über das heroische Auftreten des Pfarrers Johann Schwobescheus und des Schulmeisters Clemens Hesler Aufschluß zu gewinnen, worüber kein urkundlicher Bericht vorhanden ist, das aber nicht bloße Sage zu sein scheint. Die Hussiten wurden vor Reisse von den tapferen Städttern geschlagen und zum Abzuge gezwungen.

Am 1. October 1851 theilte der Sekretair der Gesellschaft, Hr. Dr. Polesch, den von ihm verfaßten **Nekrolog des am 19. October 1784 geborenen und am 19. August 1851 gestorbenen Direktors der Real-
schule, Herrn Wegeld, eines der Gründer der
Philomathie**, mit, und darauf hielt Herr Kreisrichter Fohs einen Vortrag über **einen interessanten Criminalfall**.

Er gab zunächst in einer Einleitung eine kurze Auseinandersetzung des Wesens der Jury, im Vergleich und im Gegensatz zu dem früheren Inquisitionsproceß. Er ging von der Behauptung aus, daß in Preußen das Institut des Geschwornengerichts noch nicht einen idealen Zustand erreicht habe, da in der Gesetzgebung kurz nacheinander sich völlig widersprechende Bestimmungen über die Competenz gefolgt seien. Er erläuterte demnach, wie der Begriff des Geschwornengerichts in Deutschland vorwiegend nach politischen Ansichten bestimmt werde, wie man hier in dem Institut eine Theilung der Gerichte zum Schutz gegen Uebergriffe der Executive finde, während dem Englischen Juristen die Jury bis heute nur als ein Beweismittel, ohne alle politische Beziehung, gelte.

Der Vortragende schloß sich der letzteren Ansicht an und suchte auszuführen, daß der Zweck des Criminal-Processes: die Wahrheit zu erforschen, auf Grund des heimlichen und schriftlichen Verfahrens und eines auf mühsam gesammelte Indicien gebauten Urtheils seltener erreicht werde, als durch ein öffentliches Geschwornengericht. Er belegte dies durch ein Beispiel, indem er den in den Jahren 1797 und 1798 zu Trier wider Marie Remy wegen Gistmordes verhandelten Proceß ausführlich vortrug, welcher als hierzu gewähltes Beispiel um so mehr geeignet schien, als derselbe im Wege des Inquisitions-Verfahrens eingeleitet und durch ein Todesurtheil beendet, später jedoch

in Folge Eintritts des französischen Criminalverfahrens zur nochmaligen Verhandlung vor die Geschworenen verwiesen, nunmehr ein entgegengesetztes Resultat: die Ausmittelung der Unschuld der Angeklagten zur Folge hatte.

Am 16. October 1851 feierte die Gesellschaft das Geburtsfest Sr. Majestät des Königs. Herr Auditeur Kurella hielt einen Vortrag über **Göthe's Faust, mit Rücksicht auf den zweiten Monolog des Faust und die Vertragscene.**

Der Vortrag begann mit der Entstehungs-Geschichte des Faust-Dramas, welches zugleich als ein Gedicht der höchsten Gattung bezeichnet wurde, da der Dichter uns darin das Thun und Leiden, Sinnen und Streben eines ganzen Zeitalters, ja das All, vom Gesichtspunkte seiner Zeit betrachtet, dargeboten hat.

Nachdem kurz angedeutet war, in welcher Weise schon das erste Fragment auf die Zeitgenossen gewirkt hat, wurde das Verhältniß der Faust-Dichtung zu der deutschen, dem Reformation-Zeitalter angehörigen Faust-Sage und das Verhalten der beiden Theile des Dramas zu einander erörtert.

Daraus ergab sich eine vergleichende Uebersicht der Hauptrichtungen des deutschen Geistes im Zeitalter der Reformation und während der s. g. Sturm- und Drang-Periode, als deren summirender Abschluß das erste Fragment anzusehen ist, so zwar, daß es bereits die Elemente einer höheren und gereinigten Bildung enthält.

Ferner wurden die drei Haupt-Perioden der Götheschen Dichtung charakterisirt, von denen die zweite mit der Iphigenie und die dritte mit „Wahrheit und Dichtung“ beginnt.

Die Faust-Dichtung gehört successive allen drei Perioden an und der Zwiespalt des Ideals und des Lebens bildet den Angelpunkt des Dramas, welches als der Höhepunkt unserer Litteratur, als unser geheimnißvollstes, populärstes und erschütterndstes Nationalwerk anzusehen ist, da es die ganze Fülle der Spekulation, den Kampf des Menschen mit seinem Wissen, seinem Glauben, seiner Skepsis und seinen Leidenschaften und die ganze Scala menschlicher Empfindungen zu seinem Gegenstande hat.

Der Vortrag verfolgte sodann die Composition und Scenenfolge des ersten Theils; die einzelnen Scenen wurden in ihrer Entstehung und Zusammensetzung verfolgt und versucht, den dichterischen Charakter jeder Scene für sich und im Zusammenhange mit der Idee des Ganzen darzulegen und zugleich die

Materialien zur Erklärung des Einzelnen in diese Darstellung zu verflechten.

Faust wurde dabei als der bis zum Abschluß des Lebens rastlos strebende und eben dieses Strebens wegen für die Idee des Göttlichen unverlierbare Mensch bezeichnet, der in den allgemeinen Erdschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Erdengüter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht zu befriedigen, — der deshalb nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt, — der von allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält; von allem, was sie beunruhigt, auch ergriffen; in dem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen, und durch das, was sie wünscht, mit beseligt werden will.

Der erste Monolog bezeichnet sein Verhältniß zum Wissen. Der Geist, gefangen gehalten in den todten Formen pedantischer Wissenschaft, wird von Sehnsucht gedrängt, das Grundwesen der schaffenden Natur, die Weltseele zu erfassen.

An diesen Satz knüpfte sich die Erörterung :

- a) was unter der Magie zu verstehen sei, der Faust im ahnungsvollen Jugenddrange sich ergiebt, und
- b) mit welchem Rechte Schelling bereits das erste Fragment als einen ewig frischen Quell der Begeisterung bezeichnen konnte, der allein zureichend gewesen sei, die Wissenschaft zu seiner Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten.

Der zweite Monolog zeigt den Stufengang der Verzweiflung des Faust, der den Genuß des Lebens verloren sieht und sich an den Pforten des Wissens abgewiesen findet. Seine Verzweiflung muß ihren Gipfelpunkt erreichen, ohne daß sie in ein versöhnendes Gefühl wieder umschlagen kann. Daher fühlt er sich zur Selbstvernichtung gedrängt, um die Fesseln der Natur zu sprengen. Allein er wird — wie durch ein Wunder — durch Glockenschall und Chorgesang, die Verkündigung der Auferstehung Christi, zurückgehalten und wenn auch nicht durch die Kraft des lebendigen Glaubens, so doch durch die Erinnerung an das verlorene Paradies einer gläubigen Jugend — dem Leben wiedergegeben.

Man hat in wiederholten Angriffen den Selbstmord Faust's und die enthusiastische Ekstase bei seinem Abschied vom Leben, ebenso wie die empfindsame Stimmung, die ihn von der Ausführung zurück hält, für unmotivirt erklärt und behauptet, daß

dieser ganze Theil der Handlung weder zur dramatischen Entwicklung, noch zur Charakterzeichnung gehöre. Alle diese Einwürfe wurden zu widerlegen versucht und das Weitere, was über die Motivirung des Charakters Faust's zu sagen war, bei Gelegenheit der Vertragszene entwickelt; zum Schlusse aber zu der Person des Mephistopheles übergegangen, welcher nach drei Seiten hin zu betrachten war:

- 1) als der Teufel der deutschen Volksfage;
- 2) als Dämon der Verneinung und des Bösen, dessen metaphysische Grundlegung, anknüpfend an den Glauben des alten Testaments (an das Buch Hiob), in dem Prolog und in der Beschwörungsscene enthalten ist;
- 3) als ein menschliches Charakterbild in höchster künstlerischer Vollendung.

In dieser Beziehung wurde seine zersetzende Verstandesschärfe, sein Ingrimm und die höhnende Kälte gegen Faust; anderseits aber der treffende Humor und die geistreiche Ironie hervorgehoben, die als das Resultat einer tiefen Weltanschauung und der reichsten Lebenserfahrung überall siegend hervortritt, so sehr er mit den Schwächen und Begierden der Menschen ein freies Spiel treibt.

Schließlich wurden diejenigen Scenen des ersten Theils bezeichnet, deren gründliches Verständniß noch einen weiteren Commentar erfordert.

Am 5. November 1851 wurde der von der Commission gefaßte Beschluß, einen wissenschaftlichen Fragelasten für die Gesellschaft einzurichten, von dieser bestätigt. Herr Schulvorsteher Jaekel hielt einen Vortrag über **Stenographie** und Herr Lieutenant Noos gab den ersten Theil einer **Skizze der Industrie-Ausstellung zu London im Jahre 1851**. Der erste begann mit einer gedrängten Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Schreibens und war der Meinung, daß unter allen Schriftarten das Sanskrit der Indier die älteste sei. Sie war eine Buchstabenschrift. Die Hieroglyphenschrift der alten Aegypter dagegen war eine Bilder- und Zeichenschrift, die man erst in der neuesten Zeit zu entziffern vermochte. Auch sie ging durch die hieratische in eine Art Buchstabenschrift, die demotische über. Die Phönizier, welche man fälschlicher Weise für die Erfinder der Buchstabenschrift angesehen, überkamen dieselbe vielmehr von den Aegyptern. Von den Phöniziern verbreitete sich dann diese Schrift zu den Griechen, später zu den

Römern und endlich durch diese nach Deutschland. Hier war die ursprüngliche Schrift die lateinische, welche noch heute unter allen Völkern deutscher und romanischer Zunge gebräuchlich ist; im Mittelalter bildete sich die sogenannte gothische oder deutsche Schriftform. — Wenn auch diese beiden Schriftarten mittelst weniger, aber öfter wiederkehrender Lautzeichen eine große Kürze den alten Schreibweisen gegenüber zeigt, so ist und bleibt sie doch nicht geeignet, allen Anforderungen der Gegenwart, insbesondere der Kürze und Geläufigkeit zu genügen. Die Stenographie wurde Bedürfnis. —

Schon die alten Griechen und Römer kannten sie; jedoch ging die Kenntniß derselben wieder verloren, so daß die deutsche Stenographie als eine neue Erfindung anzusehen ist. —

Zuerst befaßte sich in Deutschland hiermit Consistorialrath Mosengeil 1796, später mehrere Andere; doch erzielten sie nur Mittelmäßiges, bis im Jahre 1819 Hr. Gabelsberger zu München ein neues System der deutschen Stenographie erfand, das auch bei den Kammerverhandlungen sich bewährte. Doch trägt auch diese Schrift noch nicht den Lebenskeim zu einer Normal- und Volksschrift, da sie in Betreff der Zuverlässigkeit noch Manches zu wünschen übrig ließ. Da trat endlich 1841 Stolze in Berlin mit seiner Stenographie auf, welche allen Anforderungen einer guten Schrift genügt. Dieselbe ist ein wissenschaftliches System, das sich als ein treues und vollkommenes Bild der Sprache darstellt; sie genügt nicht nur dem Schnellschreiber vom Fach, sie ist vielmehr fähig, Jedermann als Umgangsschrift zu dienen, zumal in ihren Verbesserungen, welche sie durch die stenographischen Vereine in Berlin erfahren und noch erfährt. —

Die Stolzesche Methode vereinigt nicht nur Kürze und Geläufigkeit, vielmehr verbindet sie damit die vollkommenste Zuverlässigkeit und Lesbarkeit, ja Schönheit. Sie erfordert nur den fünften Theil der Zeit, die ein Currentschreiber zum Aufsetzen einer Rede braucht. —

Diese Schrift nimmt nur neunzehn Schriftzüge an, mit dem Punkte zwanzig. Diese Zeichen sind aus unserer gebräuchlichen Schrift hergeleitet und um ihrer großen Einfachheit willen leicht ausführbar. Beim Schreiben bedient Stolze sich keiner willkürlichen Auslassung, sondern nur solcher, wo das Fehlende durch eine bestimmte Regel vertreten wird. Die Orthographie vereinfacht er und schreibt alle Wörter mit einem kleinen Anfangsbuchstaben. Seine Schriftzüge gebraucht er in verschiedener Höhe, ein-, zwei-, drei- und halbstufig.

Die Vokale eines Wortes schreibt er nicht, drückt sie vielmehr durch die Stellung des konsonantischen Anlautes dadurch aus, daß er diesen entweder auf, unter oder über die Schreiblinie stark oder schwach setzt. Auch kann der vokalische Inlaut durch Setzung eines Punktes über oder unter der Schriftlinie und durch Stärke oder Schwäche des konsonantischen Anlautes leicht ausgedrückt werden.

Stolze erkannte jedes Wort der deutschen Sprache als ein organisches Gebilde aus Vokal, Anlaut und Auslaut. Dies bildet die Wurzel oder den Stamm, der durch Vor- oder Nachsilben, wie durch Zusammensetzungen verlängert werden kann. Der Stolzesche Stenograph erfasst zunächst die Wurzel, als den Charakter des Wortes, und giebt den Vor- und Nachsilben eine mehr untergeordnete Bedeutung. Zur Bezeichnung dieser letzteren bedient er sich der Sigel, d. h. besonderer, abgekürzter Zeichen, welche er auch bei oft wiederkehrenden Worten, namentlich bei den Partikeln anwendet. Hierdurch besonders erzielt Stolze die Kürze seiner Schrift, ohne jedoch dem Gedächtniß mit dem Behalten der Zeichen zu schwer zu fallen. Nachdem der Vortragende das stenographische Alphabet an eine Wandtafel verzeichnet, die Schreibweise der Vokale als Inlaute entwickelt, einzelne Silben und Wörter niedergeschrieben und kleinere Sätze mit und ohne Sigel stenographirt hatte, schrieb er zur Probe die erste Strophe des Schillerschen Gedichtes: „In einem Thal bei armen Hirten“ u. s. w.

Die Skizze, welche Hr. Lieutenant Noos gab, ist einerseits so umfassend, und widerstrebt anderseits jedem Versuche der Abkürzung so entschieden, daß die Aufnahme derselben in diesen Bericht unterbleiben muß.

Am 3. December 1851 theilte Herr Premier-Lieutenant Niebel **Beiträge zur Geschichte der Einwanderung deutscher Kolonisten und deren Einfluß auf Sitten und Sprache in unserm Vaterlande Schlesien** mit.

Er entwarf in gedrängter Kürze das ebenso farbenlose, wie undeutliche Bild, welches uns Schlesien von der Stunde seiner Geburt, bis zu jener Zeit zeigt, wo es unter Polen, auch dessen Religion, Sitten und Gebräuche theilte, schilderte im Verfolg das Land als mit dem großmährischen Reich im neunten Jahrhundert vereint, und hob bei dieser Gelegenheit besonders den Umstand hervor, daß dies die Zeit gewesen sei, wo das Christenthum mit allen Segnungen der höheren Kultur und Gesit-

tung, auch in Schlesien Eingang fand. Der Vortragende versuchte nunmehr, bei Entwicklung der Verhältnisse des Landes im zehnten und elften Jahrhundert durch Thatsachen zu beweisen, wie in dieser Zeitperiode Schlesien noch durchgehends von Slaven bewohnt gewesen und schilderte die Kriege dieses Volkes mit den Deutschen und Böhmen, wodurch er zeigte, wie die Zerrüttung des polnischen Reichs sich auch auf Schlesien ausdehnte und jeden Fortschritt der Kultur hemmte, so daß es kein erfreulicher Anblick war, den Schlesien im Anfange der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts darbot. Mit freudigem Herzen begrüße der Geschichtsforscher daher die zweite, günstigere Hälfte dieses Jahrhunderts, in welchem es dem geliebten Heimathland, selbst unter den nie endenden Fehden von Brüdern und Verwandten gelang, vor seinen Nachbarländern sich auf einen blühenden Standpunkt zu erheben. — In dem weiteren Fortgang der Entwicklung dieser Zeitperiode skizzirte der Verfasser die Grundzüge des damals noch bestehenden polnischen Rechts, und suchte die Ursachen zu dokumentiren, warum und wie mit der Einwanderung der Deutschen, die namentlich Miecislauß begünstigte und die Geistlichkeit bevorwortete, das deutsche Recht in Aufnahme kam und jenes soweit verdrängte, daß bereits seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts alle Dörfer ausschließlich nur nach deutschem Recht angelegt wurden. — Nicht nur aber auf die Dörfer seien die Wohlthaten dieses Rechtes übergegangen, auch die Verfassung und das innere Wesen der Städte, in welche in jener Zeit besonders deutsche Handwerker aus Meissen und Thüringen einwanderten, haben durch dasselbe eine bedeutende Veränderung und große Vorrechte erlangt, indem wir bereits schon jetzt in denselben die Innungen und Zünfte der Handwerker und die Gilden der Kaufleute sich entwickeln sehen. Ebenso finden wir durch die Einführung des deutschen Rechts die Anmaßungen des bevorzugten Adels beschränkt und die Willkühr gehoben, die das Land und deren Bewohner bis dahin schwer gedrückt hatte. — Auch der geistliche Stand hatte in dem zwölften Jahrhundert durch Schenkungen und Vermächtnisse bedeutende Einkünfte und Macht, sowie großes Ansehen erlangt, daher hatten sich die Klöster, wie es ganz in dem Geist und dem wohlverstandenen Vortheile der Zeit lag, bedeutend vermehrt und wir finden im Jahre 1240 in Breslau bereits sieben dergleichen verschiedene Orden und Klöster vor. Der Verfasser belegte nunmehr durch Urkunden, daß nebst der weiter oben besprochenen Kolonisation, die Geistlichen jener Klöster unendlich viel in Bezug

auf die Kultur und die Verbreitung der Wissenschaften in Schlessien thaten; denn sie waren die Gründer und Erhalter der Schulen; und wir finden bereits 1309, daß von dem blühenden Zustande der Schulen zu Liegnitz, Glogau, Brieg, Grottkau, Breslau und mehreren andern Städten, an geeigneter Stelle die Rede ist. — Eine fernere Folge der Einwanderung der Deutschen war, daß ihre Sprache in Schlessien mehr Geltung erlangte und die polnische weiter zurück drängte, und so finden wir die Urkunden jener Zeit meist schon in lateinischer und deutscher Sprache, und zwar in solchem Umfange, daß vielleicht keines der ehemals Slawischen, nun von Deutschen bewohnten Länder noch so viele urkundliche Nachrichten über die Einwanderung der deutschen Kolonisten und über die durch sie hier neu gebildeten Verhältnisse besitzt, als Schlessien. —

Uebersichten wir schließlich, fuhr der Vortragende fort, diesen ganzen Zeitraum bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts, so müssen wir eingestehen, daß er in der Geschichte unseres Vaterlandes der wichtigste ist und zu den Zuständen, die heute der Stolz und die Freude des Schlessiers sind, den Grund legte; denn nur durch den Fleiß und die Betriebsamkeit des Deutschen gewann der Anbau des Landes, erblühte ein nicht unbedeutender Handel, ward dem Schacht und dem Flußbett des still hinrieselnden Baches Erze und Gold und Silber entlockt, ja wenn wäre es nicht bekannt, daß der in jener Zeit um Breslau gezogene und gekelterte Wein sogar ausgeführt wurde.

Am 17. Dezember 1852 gab Hr. Lieutenant Roos den zweiten Theil **der Skizze von der Industrie-Ausstellung** und der Sekretär der Gesellschaft, Hr. Dr. Poledk, hielt einen Vortrag über **das Verhalten von Flüssigkeiten gegen stark erhitzte Körper.**

In einer längeren Einleitung wurde die Bedeutung der Naturforschung für den Entwicklungsengang der gesammten geistigen Kultur besprochen. Diese Bedeutung ist eine gegen früher völlig veränderte geworden, seitdem die Naturwissenschaften aufgehört haben, ein loses Aggregat einzelner Disciplinen zu sein, vielmehr ein organisches Ganze geworden sind, dessen einzelne Theile in harmonischer Gliederung sich gegenseitig durchdringen und in einer vom Ganzen abgelösten Entwicklung nicht mehr gedacht werden können. In der praktischen Verwirklichung naturwissenschaftlicher Resultate ist der kühnste Flug einer schöpferischen Phantasie überboten worden; der wahre Schwerpunkt der Naturforschung liegt jedoch in ihrer innigen und nothwendigen

Beziehung zur Gesamtheit der wissenschaftlichen Erkenntnisse. Durch ein geistiges Band mit Sprachforschung, Geschichte, Philosophie und Kunst verknüpft hat der kräftige Aufschwung der Naturwissenschaften erst jene Universalität des Wissens angebahnt, welches in einem einheitlichen Streben sich seiner Aufgabe und seines Ziels klar bewußt ist.

Die Schilderung des Leidenfrost'schen Versuchs bot die Gelegenheit, eine einzelne, scheinbar isolirte Thatsache über das Gebiet der Naturwissenschaften hinaus in jenes der Kulturgeschichte der Menschheit zu verfolgen. Nach Erläuterung der normalen Bedingungen des Siedens der Flüssigkeiten wurde das Leidenfrost'sche Phänomen experimentell vorgeführt. Dieses besteht bekanntlich darin, daß, wenn man in eine über eine gewisse Temperatur, am besten zum Glühen erhitzte Schale eine verdampfbbare Flüssigkeit, wie Wasser, Alkohol, Aether u. gießt, diese nicht zum Kochen gelangt, sondern in Tropfenform in demselben rotirt und konstant eine Temperatur unter ihrem Siedpunkte bewahrt. Während der rotirende Wassertropfen die Temperatur von 100° C. nicht erreicht, bleibt die Temperatur der in dem glühenden Tiegel rotirenden flüssigen schwefligen Säure unter 10° C. Das Sieden findet aber sofort und zwar plötzlich statt, wenn die Gefäßwände unter eine gewisse Temperatur sich abkühlen. Durch eine glückliche Kombination dieses Versuchs mit einigen andern schon bekannten Thatsachen gelang es dem französischen Physiker Boutigny, in einem glühenden Tiegel Eis zu erzeugen und dem englischen Physiker Faraday, sogar Quecksilber in demselben gefrieren zu lassen. Der erste dieser Versuche wurde der Gesellschaft zur Anschauung gebracht. Flüssige schweflige Säure und Wasser in den geeigneten Verhältnissen in einer glühenden Schale zusammengegossen, erstarrten nach wenigen Sekunden zu einem Stücke Eis, welches als solches aus derselben herausgeschüttet wurde. Diese paradoxen Versuche fanden ihre Erklärung und genügende Begründung in dem Wechsel der Adhäsionsverhältnisse, den Gesetzen der Kohäsionswirkungen, der leitenden, strahlenden und latenten Wärme.

Viele Explosionen von Dampfkesseln fallen in den Bereich dieses Versuchs; ihren Verheerungen schließen sich unmittelbar die vulkanischen Erscheinungen an, für deren Dynamik dieser Versuch ein bedeutsames Erklärungsmoment abgiebt. Die Summe aller vulkanischen Erscheinungen weist die eruptiven Phänomene mehr oder weniger in die Wirkungssphäre der gespannten Wasserdämpfe. Das von oben zu den feurigen Massen

des Erdinnern dringende Wasser ist unzweifelhaft das treibende Moment und die Großartigkeit der Wirkung wird bedingt nicht durch eine stetige, sondern durch eine unterbrochene, plötzlich in ungeheurem Maasstabe stattfindende Dampsentwicklung, wie dieß nur unter den Bedingungen des Leidenfrost'schen Versuchs stattfinden kann.

Dieser Versuch ist endlich für die Kulturgeschichte der Menschheit von der größten Bedeutung, indem er eine vollständig genügende Erklärung der Feuerprobe der Ordalien des Mittelalters gewährt, für deren häufigen, glücklichen Ausgang unzweifelhafte Zeugnisse vorhanden sind. Die Unverbrennlichkeit des menschlichen Körpers unter gewissen Bedingungen wurde zuerst von Boutigny als eine Thatsache von allgemeiner Geltung nachgewiesen. Man kann ungestraft die Hand in schmelzendes Gußeisen oder Kupferbronze oder Blei tauchen, mit bloßen Füßen auf glühendes Eisen treten oder über frisch gegossne Eisenplatten hinweggehen. Die natürliche Feuchtigkeit der Haut spielt hier vollständig die Rolle des rotirenden Wassertropfens im glühenden Ziegel; sie verhindert, indem sie denselben Zustand annimmt, den Uebergang der leitenden Wärme und reducirt den Einfluß der strahlenden Wärme auf ein Minimum. Der glückliche Ausgang der Feuerprobe des Mittelalters beruht also auf nichts weniger als einem gewaltsamen Eingriff in das Walten der Naturgesetze, sondern ist lediglich Resultat der Gesetze der Molekularwirkungen und der Wärmeverbreitung. Das Experiment bestätigte die mitgetheilten Thatsachen, indem der Vortragende ungefährdet seine Hand in schmelzendes Blei tauchte und dieser Versuch mit gleichem Erfolge von einem großen Theil der Anwesenden wiederholt wurde, welche ihre Hände zum Theil mit Aetherweingeist befeuchtet hatten und nach ihrer Versicherung in laues Quecksilber zu tauchen glaubten. Schon mehrere Monate vorher waren diese Versuche von dem Vortragenden und Hrn. Lieutenant Stoeckel in größerem Maasstabe mit geschmolzenem Blei und Bronze angestellt worden.

Der Vortrag wurde mit der Bemerkung beendet, daß jene sehr irren, welche nicht aus dem ewig frischen Quell des klassischen Alterthums, sondern aus der Zeit der Tortur und der Hexenprocesse, jenen Zerrbildern der älteren Ordalien, die Heilmittel für die franke Gegenwart zu schöpfen gedächten, diese seien vielmehr allein in dem „Vorwärts“ der Naturwissenschaften und der harmonischen Gestaltung unsers gesammten Wissens zu suchen.

Am 7. Januar 1852 wurde vom Hrn. Gymnasiallehrer Schmidt ein Vortrag gehalten über **die Bedeutung und den Zweck von Plato's Gastmahl.**

Derselbe wies zunächst auf die verschiedenen Seiten hin, von welchen der Rigorist, der Moralist, der Arzt das Gastmahl betrachteten, hob sodann die philosophisch historische Seite hervor und rühmte unter den Gesprächen, die alte Autoren wie Plato, Xenophon, Plutarch unter dem Titel eines Gastmahls verfaßten, besonders des ersteren bis jetzt noch nicht übertroffenes und äußerst geistreiches Symposion, welches allen übrigen Compositionen der Art zum Muster gebient zu haben scheint.

Er sagte darauf, daß die Gelehrten über die Vortrefflichkeit des Werkes zwar einig wären, in der Auffassung des Inhaltes aber, und noch mehr in der Angabe des Zweckes, den Plato zu erreichen suchte, von einander abwichen. Die bisher aufgestellten Meinungen, daß Plato in Sokrates, wie er lebte, das Bild eines wahren Philosophen entworfen, daß er ihn vom Verdachte unreiner Liebe befreit, daß er im Philosophen den rechten Liebhaber bezeichnet, daß er die Liebe zum Gegenstande des Lobes gemacht, in der Rede des Phädras die Mythologie, in der des Pausanias die Politik repräsentirt habe, wurden sowohl durch Gründe, als auch besonders dadurch zurückgewiesen, daß der Vortragende den Inhalt des Gespräches so kurz als möglich, aber auch so vollständig als nöthig darlegte, wobei er eine Originalprobe aus der bombastischen Rede des Dichters Agathon mittheilte, die sich schwerlich im wahren Sinne des Wortes in andere Sprachen übersetzen läßt, und fortwährend auf den Zweck hindeutete, den Plato verfolgte, namentlich aber hervorhob, daß dieser bei seinem Philosophiren stets zum Zweck habe, das wahre Wesen der Dinge zu erfassen, daß er bisweilen in seinen Gesprächen damit nicht zu Ende komme und deshalb die Untersuchung abbreche, und daß die Ideenlehre die Grundlage seiner gesamten Philosophie bildet.

Auf die Erörterung, was Plato unter Idee verstand, warum er die Gesprächsform wählte, und nicht dogmatisch zu seinen Mitbürgern sprach, warum er an seiner Stelle andere das Wort führen und auch diese bei den wichtigsten Punkten, namentlich bei Glaubenslehren auf höhere Autoritäten sich berufen ließ, — folgte die Angabe des Zweckes selbst, den Plato erzielte, nämlich die Entwicklung und Bestimmung des Begriffes vom Großen, und zwar so, daß die sich widersprechenden oder doch von einander verschiedenen und von Rhetoren,

Sophisten und Dichtern verbreiteten Meinungen und Ansichten über dieses Wesen erörtert und beleuchtet werden.

Während nun Phädrus den Groß von εἶρω, ἔρω, ich verbinde, im Gegensatz zu Eris, dem Streit der im Chaos regellos vermischten Elemente, als den Bildner der ἔρα, der Erde, oder nach damaligen Begriffen als den Bildner der Welt preiset, der weit und breit von den Griechen als ein Gott verehrt wurde, unterscheidet Pausanias, wie dies auch in dem griechischen Volksleben geschah, einen irdischen und einen himmlischen, der Arzt Eryximachos dagegen seinem Fache angemessen einen verbindenden und einen trennenden Groß. Die Ironie, welche sich über das ganze Gespräch verbreitet, tritt dann besonders stark in der Rede des Komödiendichters Aristophanes und des Tragödiendichters Agathon hervor. Jener gehörte zu den Lobrednern der guten, alten, marathônischen Heldenzeit, in welcher die Menschen stark und kräftig an die persönliche Existenz der homerischen und hesiodischen Götter glaubten; ihm war also die Weisheit eines Sokrates zuwider und zwar so, daß er ihn in dem Lustspiele „die Wolken“ öffentlich verspottete, weil er die Götter in Wolken, in Nebelbilder, in Ideen verwandle. Diesem Aristophanes ertheilt Plato witzig die Rolle eines γελοιοποιός oder Spasmachers von Profession, der sich in der Regel bei den Gastmählern der Griechen, bisweilen sogar ungebeten einsand, und läßt ihn, der sich so hoch über Sokrates stellte, in dem sinnreichen Märchen von dem dreifachen Geschlechte der Menschen einen eben nicht hohen Begriff vom Groß entwickeln. Der Dichter Agathon tadelt darauf alle seine Vorgänger, weil sie nur die Wirkungen des Groß, nicht aber ihn selbst gepriesen hätten: er werde zuvor sagen, wer oder was Groß sei, und dann seine Thaten verkünden. Er hält ihn für den jüngsten, schönsten und glücklichsten der Götter, wird aber von Sokrates durch einige Fragen so in die Enge getrieben, daß er seine Behauptungen zurücknehmen muß. Wenn nun Sokrates allen seinen Vorgängern mit seiner schlagenden Dialektik beweist, daß Groß weder der älteste, noch der jüngste, sondern daß er überhaupt gar kein Gott, ja nichts weiter als eine Idee sei, die Idee des Verlangens oder Strebens nach einem Besitze, ähnlich der Idee der Gerechtigkeit, der Weisheit, der Schönheit, während Groß doch weit und breit als ein Gott verehrt und sogar von den gebildetesten Griechen dafür anerkannt ward, so muß ihn Plato, um gegen die Religionsvorstellungen

seiner Mitbürger nicht gröblich zu verstoßen und sich den Giftbecher zu bereiten, vorsichtig redend einführen und ebenso behutsam wie schalkhaft versichern lassen, er habe das, was er sage, von einer Seherin, Diotima, erfahren, ein Name, der Gottesfurcht bedeutet, und er sei ebenso von ihr, wie Agathon von ihm abgefertiget worden. Groß sei ein Verlangen, ein Streben nach einem Besitze; er strebe also nach Etwas, was er noch nicht hat; da er nun auch die Glückseligkeit erstrebe, so habe er dieselbe ja noch nicht, und deshalb sei er kein Gott, weil die Götter schon im Besitze der Glückseligkeit sind. Wenn Groß als Verlangen und Streben jetzt besonders vom Geschlechtstriebe gebraucht werde, so wäre es ihm ebenso ergangen wie dem Worte Poet, welches ursprünglich jeden bezeichnete, der etwas machte, heute aber nur demjenigen beigelegt werde, der Gedichte verfertigte.

Daß in der Rede des Sokrates der Gipfel des ganzen Gesprächs liegt, hat schon Schleiermacher richtig erkannt; es geht dies auch besonders aus dem Umstande hervor, daß Alcibiades den Groß nicht weiter preisen will, sondern daß er die Klugheit und Weisheit des Sokrates in Erforschung der Wahrheit auffallend hervorhebt, wodurch denn seine Rede mit den vorhergehenden allein Sinn und Zusammenhang hat. Die Gründe, warum Plato den reichen, talentvollen Neffen des Perikles hier von Bacchus begeistert reden läßt, liegen so nahe, daß auch ein Kurzsichtiger dieselben leicht zu erkennen vermag.

Schließlich machte der Vortragende noch darauf aufmerksam, daß unser Dichter Ernst Raupach in seinem König Enzio Plato's Gastmahl benutzt hat.

Am 4. Februar 1852 las Hr. Dr. Ritter über die Frage:
Gehört die Untersuchung der vor Gericht in Frage kommenden psychischen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit einer Person vor das Forum der Philosophie oder der Medicin?

Die Einleitung erörterte, wie die schon in früherer Zeit anerkannte Competenz der Aerzte bei zweifelhaften Gemüthsständen ihr Gutachten vor Gericht abzugeben, von Kant an die philosophische Fakultät verwiesen wurde, weil er eine solche Untersuchung für eine rein psychologische hielt — und wie darauf in neuester Zeit von einigen Seiten her ebenso wegwerfend als unwissenschaftlich eine solche Untersuchung als gar nicht in den Bereich einer positiven Wissenschaft gehörig, sondern jedem gesunden Menschenverstande für möglich erklärt wurde. Es wurde

alsdann nachgewiesen, daß gerade die von dem Richter nicht selbstständig zu beurtheilenden Fälle von Geisteskrankheit oft sehr schwieriger Natur seien und daß solche absprechende Ansichten nur an die crassesten Wahnsinnsformen erinnerten, die in ihren hervorragenden und stark ausgeprägten Zügen allerdings keine vor Gericht in Frage kommenden Fälle von Zurechnungsfähigkeit darstellen. Ferner wurde die Kantsche Aeußerung, der nur das Irrereden im fieberhaften Zustande für eine körperliche Krankheit hielt, beleuchtet und erwähnt, daß es vor Allem eine feststehende Thatsache sei, jede Geisteskrankheit sei mit körperlicher complicirt oder daraus hervorgegangen, und daß es durchaus einer Kenntniß im Kantschen Sinne, der für jede psychische Abweichung gleich im Gehirn ein entsprechendes materielles Substrat erkannt haben will, nicht bedürfe, um mit Erfolg aus körperlichen Symptomen, wenigstens in Gemeinschaft mit den psychischen eine Geisteskrankheit zu diagnosticiren. Daß solch' eine Zuverlässigkeit nicht bloß psychologische Kenntnisse erfordere, sondern auch eine Fertigkeit in der Beobachtung, die nur aus einer Übung entspringt, die mehr bei dem Arzt, den die Ausübung seiner Kunst in jener Fertigkeit übt, als bei dem Psychologen von Profession gesucht werden kann. Es wurde ferner erläutert, wie es in dem Berufe des Arztes liege, Charaktere und Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gemüths, das sich bei krankem Körper demselben weniger verschließe, näher kennen zu lernen und daß diese Kenntniß auch bei der Exploration von Irren von um so größerer Wichtigkeit sei, als dieselben oft mit der größten Gewandtheit ihren Wahn zu verbergen wissen.

Dieser verborgene Wahn würde dem Philosophen eine doppelte Schwierigkeit darbieten, weil — so nahe für den Arzt —, so entfernt für jenen die Sphäre, die ihn in das Schalten und Walten des Weibes einen umfassenden Blick thun ließe und zweitens weil die Unterscheidung mancher der weiblichen Psyche namentlich eigenen Gestörtheiten von ähnlichen körperlichen Krankheiten ohne ärztliche Beihilfe gar nicht denkbar ist. Hierzu kommt noch der Umstand, daß mehr beim Weibe vorkommende Krankheiten, wie die religiöse Melancholie, die zum Morde führt, solche Personen dazu disponiren, die trübsinnigen Ideen, denen sie nachhängen, also die mehr rein psychologische Seite, mit außerordentlicher Schlaueit zu verbergen und daß häufig mit der verbrecherischen Handlung die Geistesstörung, wie in einer kritischen Explosion, endet. — Es wurde weiter ausgeführt, wie in vielen Fällen der schwierigen Bestimmung der Grenze, wo der

Verstand eines Menschen aufhört und Geistesstörung an dessen Stelle tritt, nur eine gewissenhafte Zusammenfassung der dem Arzte zu Gebote stehenden körperlichen Symptomengruppe dem Gerichte genügen könnte und daß ein genialer Einfall, der wohl manchmal das Räthsel lösen könne, sehr oft aber weit fehlschießt, keinem Rechtsauspruch zu Grunde gelegt werden dürfe. Wir besaßen übrigens zwei charakteristische Symptome, die nur den Geisteskrankheiten angehören, den specifischen Geruch und die Physiognomie Wahnsinniger; letztere sei bei Simulationen von der höchsten Wichtigkeit, aber nur für den Arzt, der dieselbe nach ihren körperlichen Bestandtheilen allein richtig zu analysiren verstände.

Alsdann wurden zwei Krankheitsbilder vorgeführt, welche in ihrer Verkennung und Verwechselung mit schweren Verbrechen sehr leicht zu Justizmorden führen, nämlich der Brandstiftungstrieb, der nach Henke als bestehend angenommen wurde und die dem Kindermorde zuweilen zu Grunde liegende psychische Alienation. Ein Fall von in solcher Geistesabwesenheit unter ärztlichen Augen versuchtem Kindermorde sollte die Momente der Entwicklung und des Aufhörens derselben herdeutlichen und beide wichtigen Geisteskrankheits-Formen, in ihrer Unterscheidung vom Verbrechen der Schärfe ärztlicher Beobachtung zu verdanken, und gleichzeitig evident als medizinische Gegenstände hervortretend, sollten zum Schlusse noch jeden Zweifel über die den Aerzten allein zustehende erwähnte Befugniß lösen.

